

Netzwerkforschung

Christian Stegbauer

Grundlagen der Netzwerkforschung

Situation, Mikronetzwerke und Kultur



Springer VS

Netzwerkforschung

Herausgegeben von

R. Häußling, Aachen, Deutschland

C. Stegbauer, Frankfurt am Main, Deutschland

Weitere Bände in dieser Reihe

<http://www.springer.com/series/12621>

In der deutschsprachigen Soziologie ist das Paradigma der Netzwerkforschung noch nicht so weit verbreitet wie in den angelsächsischen Ländern. Die Reihe „Netzwerkforschung“ möchte Veröffentlichungen in dem Themenkreis bündeln und damit dieses Forschungsgebiet stärken. Obwohl die Netzwerkforschung nicht eine einheitliche theoretische Ausrichtung und Methode besitzt, ist mit ihr ein Denken in Relationen verbunden, das zu neuen Einsichten in die Wirkungsweise des Sozialen führt. In der Reihe sollen sowohl eher theoretisch ausgerichtete Arbeiten, als auch Methodenbücher im Umkreis der quantitativen und qualitativen Netzwerkforschung erscheinen.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Roger Häußling
Institut für Soziologie
RWTH Aachen

Prof. Dr. Christian Stegbauer
Goethe-Universität Frankfurt am Main

Christian Stegbauer

Grundlagen der Netzwerkforschung

Situation, Mikronetzwerke und Kultur

Christian Stegbauer
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Deutschland

Netzwerkforschung

ISBN 978-3-658-12649-0

ISBN 978-3-658-12650-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-12650-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Cori Antonia Mackrodt, Katharina Gonsior

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Vorwort

Als Netzwerkforscher weiß man, dass Bücher zwar Autoren haben, aber dennoch jeder auf ein Umfeld angewiesen ist. Damit sind sowohl Personen, als auch institutionelle Einbettungen gemeint. Aus diesem Grunde danke ich allen, mit denen ich in den vergangenen Jahren in Austausch über Netzwerke und forschersische Zugänge stand. Ohne die zahlreichen Gespräche, die immer wieder zum Nachdenken anregten, wäre das Buch nicht entstanden. Besonders hervorzuheben ist dabei die Beteiligung zahlreicher Studierender. Hierbei sind insbesondere diejenigen gemeint, welche sich an den verschiedenen empirischen Untersuchungen beteiligten und die sich auch in teilweise sehr intensiven Seminaren mit verschiedenen Anregungen einbrachten.

Zwar findet die intensivste Auseinandersetzung mit den Ideen der Netzwerkforschung beim Schreiben selbst statt, diese beruht aber wiederum auf Gedanken, die anderweitig gesponnen wurden. Häufig entstehen diese in Mittagspausen. Für den Austausch während dieser Zeit und für die Forschungskooperation danke ich vor allem Alexander Rausch mit dem ich viele der Überlegungen teilen kann.

Inhalt

Vorwort	V
1 Einführung	1
1.1 Mikronetzwerke – warum?	4
1.2 Grundlegende Begriffe der Netzwerkforschung	7
2 Größe von Netzwerkeinheiten	11
2.1 Zweier-Konstellation oder das Verhältnis von Dyaden zum Netzwerk	11
2.2 Dreier-Konstellation – kleinstes Netzwerk	17
2.3 Vier und mehr	25
2.4 Übergang zu größeren Einheiten	34
3 Situation und Kultur	37
3.1 Mikroaushandlung und Diffusion von Kultur	37
3.2 Situation	43
3.3 Die Bedeutung von Situationen für die Entwicklung von Kultur ...	49
3.4 Situation und bimodale Netzwerke	50
3.5 Projektion in bimodalen Netzwerken – Netzwerke aus Events	53
3.6 Modelle zur Beschreibung der Verbindung zwischen Events	58
3.6.1 Anzahl sich überschneidender Teilnehmer Netzwerk	58
3.6.2 Zeit-Einfluss Modell	63
3.6.3 Erinnerungs-Distanz Modell	65
4 Empirische Zugänge	75
4.1 Die Entstehung von Kultur am Beispiel der Situation von Weinproben	76

4.1.1	Die Bedeutung von Situationen für die Entwicklung von Kultur	79
4.1.2	Was kann man aus der mikrosoziologischen Forschung lernen?	80
4.1.3	Netzwerke, die über Situationen vermittelt sind	88
4.1.4	Situation und Kultur in bimodalen Netzwerken	90
4.1.5	Das Weinprobenexperiment	91
4.1.6	Forschungsfragen	92
4.1.7	Konstruktion des Experiments	94
4.1.8	Konventionen für Weinproben	97
4.1.9	Verhaltensanpassung	99
4.1.10	Beständigkeit des Verhaltens in einer Folgesituation	104
4.1.11	Muster des Transfers von Kultur	110
4.1.12	Resümee zum Weinprobenexperiment	116
4.2	Explizite Aushandlung von Kultur – Doppelkopf als Modell für die Diffusion von Konventionen	118
4.2.1	Hintergrund	119
4.2.2	Vorannahmen Doppelkopf Experiment	120
4.2.3	Setting des Doppelkopfexperiments	121
4.2.4	Forschungsfragen	124
4.2.5	Ausgehandelte Doppelkopffregeln	125
4.2.6	Aushandlungspraxis im Doppelkopfturnier	131
4.2.7	Verknüpfung von Situationen	133
4.2.8	Nachhaltigkeit der Turnierregeln und deren Übertragung in andere Kontexte	136
4.2.9	Ungleichheit bei Etablierung von Kultur?	138
4.2.10	Fazit des Doppelkopfexperiments	142
4.3	Anpassung von Präferenzen in Mikronetzwerken	144
4.3.1	Wie kommen gemeinsame Präferenzen zustande?	149
4.3.2	Weitergabe durch Abschauen	151
4.3.3	Daten der Untersuchung	152
4.3.4	Übereinstimmung der Präferenzen im Mikronetzwerk	157
4.3.5	Bedeutung des Mikronetzwerkes im Verhältnis zu demographischen Faktoren	161
4.3.6	Resümee Mikronetzwerke an Tischen	165
4.4	Kognitive kulturelle Netzwerke – Eine Untersuchung in Parks	168
4.4.1	Kognitive soziale Struktur versus kognitive kulturelle Netzwerkstruktur	169

4.4.2	Ziele der Untersuchung der kognitiven kulturellen Netzwerke	171
4.4.3	Stimmen die Präferenzen in den Mikronetzwerken überein?	172
4.4.4	Voraussetzungen für die Übereinstimmung von Einstellungen und Präferenzen	178
4.4.5	Ergebnisse – Verteilung des kulturellen Wissens in Mikronetzwerken	185
4.5	Weitergabe von Kultur als Glied in einer Kette: Eine goldene Hochzeit im Vogelsberg	186
4.5.1	Der Umgang mit Unsicherheit	192
4.5.2	Unsicherheitsreduktion in der Position der Gastgeber	193
4.5.3	Unsicherheitsreduktion in der Position der Gäste	195
4.5.4	Unsicherheit der Professionals	197
4.5.5	Die Verbindung zwischen Events	198
4.5.6	Schlüsse aus der Verkettung von Events	206
5	Schluss	209
	Literatur	215

Netzwerkforscher im Feld der Sozialwissenschaften untersuchen Strukturen von Beziehungen. Diese Strukturen sagen etwas über das Verhalten der beteiligten Menschen aus. Das, was dort als Struktur bezeichnet wird, begrenzt und ermöglicht den Fluss von Informationen, die Entstehung von Kulturen und auch die Entwicklung von Identitäten von Personen und Gruppen. Es kommt aufgrund der Struktur und der dort ausgehandelten Kultur zu einer Ausbildung von Verhaltensweisen und Weltansichten.

Wie aber erfolgt diese Beeinflussung und entsteht diese Begrenzung? Hierzu liefert die Netzwerkforschung ebenfalls Hinweise. Nicht nur Hinweise, sie liefert Regeln dazu. Wenn wir Beziehungen und Beziehungsstrukturen betrachten, dann tun wir dies meist mit Hilfe einfacher Indikatoren. Wir fragen danach, wer mit wem befreundet ist, wer von wem Anweisungen erhält, wer sich bei persönlichen Fragen an wen wendet usw. Das, was man mit solchen Indikatoren, manchmal auch Netzwerkgeneratoren genannt, tatsächlich misst, wissen wir nicht so genau. Was bedeutet „Freundschaft“? Ein positives Gefühl, die Einhaltung von Regeln? Jedenfalls unterliegt die Kategorie „Freundschaft“ einer Abfolge gemeinsam erlebter Situationen, die dazu führt, dass die Beziehung mit dem Etikett „Freundschaft“ versehen wird. Freundschaft würde man auf jeden Fall als Beziehung betrachten, die symmetrisch ist. Empirisch finden wir aber oft einseitige Freundschaften.

Wenn wir überlegen, dass Kultur in Beziehungskonstellationen entsteht, dass von dem, was in Situationen ausgehandelt wird, was formalen Positionen entspricht, unsere Identität abhängt, dann sind hierfür Beziehungen und deren Struktur verantwortlich. Es ist bekannt, dass Beziehungen das Verhalten beeinflussen und dies ist auch ohne Probleme messbar, wie aber genau entsteht dieses Verhalten? Welche Verhaltensspielräume ergeben sich durch die Position innerhalb von kleinen Ausschnitten von Netzwerken und welcher Teil des Verhaltens lässt sich aufgrund der Position vorhersagen? Mit anderen Worten: Was sind die Grundlagen der Netzwerkforschung? Das Buch versucht Antworten auf diese Fragen zu geben.

Nicht an allen Stellen werden diese völlig befriedigend sein. Es wird aber versucht, eine Richtung vorzugeben, durch die man seinen Weg finden kann.

Wie und wo entsteht eigentlich unsere Kultur? Was ist uns wichtig? Wie entsteht unsere Identität? Man kann auch fragen, wieso wir eigentlich von einer Kultur sprechen und wie weit diese reicht. Haben wir alle dieselbe Kultur? Welche Reichweite hat Kultur? Wenn beispielsweise von der Kultur des christlich und jüdisch geprägten Abendlandes die Rede ist, schließt das alle ein. Wirklich alle? Wer wird ausgeschlossen? Im hier diskutierten Zusammenhang ist es aber wichtiger, darüber zu reflektieren, wie diese Kultur entsteht und wie sie weitergegeben wird. Nach der hier entwickelten Argumentation handelt es sich natürlich nicht um ein geschlossenes System, welches immer so bleibt. Im Gegenteil: Es ist grundsätzlich immer offen für Neuerungen und Neuinterpretationen. Mehr noch eine so einheitliche Kultur gibt es gar nicht – so kann argumentiert werden. Die Kultur ist sehr flexibel, Neuerungen schnell aufzunehmen und zu verbreiten. Der Grund dafür ist, dass immer, wenn Menschen zusammenkommen, erneut darum gerungen werden muss. In jeder sozialen Situation muss Kultur neu ausgehandelt werden.

Ok – an dieser Stelle soll im Einführungskapitel ein Wort über den Kulturbegriff verloren werden, der hier den Hintergrund bildet. Kultur ist nicht die Hochkultur, die überlieferten Schriften, die Bauwerke, die Kunst der Vorfahren. Die Grundregeln der Entstehung von Hochkultur sind zwar genauso wie die der Alltagskultur solche, die mit Vereinbarungen, Strömungen, gegenseitiger Bestärkung und Konkurrenz zu tun haben, diese interessieren hier aber weniger.

Kultur im hier gebrauchten Sinne wird für die Bewältigung des Alltags benötigt. Es sind Interpretationen, Bedeutungen, Verhaltensweisen, Verhaltenserwartungen, Normen und Werte, die Sprache etc. Mit Kultur ist somit alles gemeint, was wir brauchen, um mit anderen Menschen umgehen und uns verständigen zu können. Wenn Kultur in Situationen erzeugt wird, dann sind dort bestimmte Menschen beteiligt. Diese nehmen Teil an der Herstellung von Kultur. Sie entwickeln mit der Zeit ein Repertoire an Verhalten, auf welches bei einem erneuten Zusammentreffen mit denselben Personen zurückgegriffen werden kann. Dieses Repertoire erleichtert die Neuausrichtung in Folgesituationen. Man kann sich also die Kulturentwicklung als eine Kette von Abfolgen vorstellen. Jedes Kettenglied – so die Idee – ermöglicht es, Veränderungen vorzunehmen etwa kulturelle Innovationen einzuführen. Diese wiederum lässt sich dann zum nächsten Glied weitergeben. Da die Abfolge von Gliedern nicht wirklich wie in einer Kette immer von einem Glied zum nächsten gleichartigen erfolgt, sondern Verzweigungen kennt, kleine und große Glieder – ergibt sich die Möglichkeit neu Entwickeltes über die eigentliche Kette hinaus zu verbreiten. Das Bild ist etwas schief, dennoch lässt sich hier bereits die dahinter stehende Überlegung erahnen.

Das bedeutet aber auch, dass die Vorstellungen zwar einen gemeinsamen Kern besitzen, aber keineswegs einheitlich sind. Einige Dinge müssen in jeder Situation ausgehandelt werden – wenn die Menschen, die zusammenkommen, einander fremd sind, vielleicht sogar noch aus unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen, seien es Herkunftsmilieus oder Ethnien kommen, ist der Aushandlungsaufwand größer. Wenn etwas einmal ausgehandelt ist, kann darauf aufgebaut werden. In einer Folgesituation kann man einfacher darauf zurückgreifen. Dies kann explizite Spielregeln betreffen, wie wir sie anhand eines Doppelkopfturniers untersucht haben (später im Band) oder es handelt sich um implizite Verhaltenserwartungen, etwa Höflichkeitsregeln o. ä. Gerade bei einem ersten Zusammentreffen wird diesbezüglich viel festgelegt. Wenn man etwa Menschen mit großer Differenz, beispielsweise aus einem anderen Kulturkreis begegnet, dann drehen sich Kennenlerngespräche oft genau um jene Differenz. Es werden Unterschiede dargestellt und interpretiert – damit werden Grundlagen für den Umgang miteinander gelegt. Eine eigene Kultur entsteht damit schon bei einem ersten Zusammentreffen. Später, wenn auf die ersten Aushandlungen zurückgegriffen wird, verfestigen sich die Anfangsstrukturen meist – allerdings sind diese auch offen für Modifikationen.

Mag sein, dass nun mancher Leser denkt, das könne doch nicht sein, angesichts der großen Stabilität von Kultur. Viele Wahrnehmungen, Interpretationen und Verhaltensweisen sind doch so eingefleischt, dass sie nicht einmal einer Reflektion zugänglich sind. Mindestens braucht man Krisenexperimente, um diese sichtbar zu machen (etwa solche, wie sie Garfinkel 1973 durchgeführt hat). Soziale Formen, wie sie Georg Simmel beschrieb, sind ebenso langlebig und bleiben bestehen, selbst wenn sich keiner mehr daran erinnert, warum diese entstanden sind.

Nicht alles ist verhandelbar, so mag ein Standpunkt sein, weil der kulturelle Einfluss uns gar nicht bewusst ist und insofern auch nicht veränderbar. Ich würde mitgehen, aber behaupten – veränderbar sind fast alle Verhaltensweisen¹ – aber eben nicht in gleichem Maße. Garfinkels Experimente zeigen ja gerade, dass versteckte Übereinstimmung auch sichtbar gemacht werden kann. Mehr zu diesem, für dieses Buch zentralen Thema, folgt später.

1 Das bedeutet nicht, dass es nicht so etwas wie „Grenzen des Verhaltens“ geben würde. Diese Grenzen sind strikt durch Kapazitätsgrenzen festgelegt und nicht hintergebar. Ähnliches gilt für Begrenzungen, die zu einer Strukturierung führen (etwa Zeit, Raum und Anwesenheit).

1.1 Mikronetzwerke – warum?

Was ist für uns das Wichtigste im Leben? Warum entscheiden wir uns für bestimmte Schuhe oder einen Rucksack einer bestimmten Marke? Welches Auto fahren wir? Wie verhalten wir uns in unserer Partnerschaft? Warum finden wir ein bestimmtes Benehmen unmöglich, während andere dies als normal erachten, sich jedenfalls nichts anmerken lassen, wenn sie sich (aus unserer Sicht) daneben benehmen? Das sind alles interessante Beispiele für Fragen, auf die ich eine Antwort zu geben versuche.

Zunächst einmal kann man feststellen, dass die Verhaltensweisen und die Einstellungen, auf die die Fragen verweisen, keineswegs beliebig ausfallen. Wir finden viele Antworten auf die Frage nach dem Wichtigsten im Leben, sofern wir viele unterschiedliche Menschen fragen, die nicht in Verbindung stehen. Die Menge der Antworten ist aber eingeschränkt – es ist nicht beliebig, wie geantwortet wird, es gibt es bestimmte Grenzen – diese sind häufig religiöser Art. Religion aber ist etwas, was kommunikativ hergestellt wird (vergl. Stegbauer, Grubauer, Weyel 2015). Die eigene Einstellung und die Einstellungen des Umfeldes dazu hängen zusammen (Stegbauer et al. 2015).

Ähnliches dürfte für wichtige Gebrauchsgegenstände gelten – gibt es Kraftfahrzeuge, die wir uns nie anschaffen würden? Schlechte Autos waren z. B., diejenigen, die in der DDR oder im gesamten ehemaligen Ostblock gebaut wurden. (Es kommt hier nicht auf die tatsächliche Qualität an, sondern auf die Einschätzung der Personen, über die hier geschrieben wird und deren Umgebung). Jeder hat eine Einschätzung darüber, welche Fahrzeuge attraktiv und welche weniger begehrenswert sind. Die Ordnung des Begehrenswerten ist dabei nicht beliebig – sie hängt auch nicht unbedingt von der tatsächlichen Qualität der Produkte ab. Vielmehr sprechen empirische Ergebnisse (später im Band) dafür, dass es sich bei den Präferenzen um Aushandlungen im sozialen Umfeld – wahrscheinlich unter den engeren Kontakten (in Mikronetzwerken) handelt.

Viel anders ist es auch nicht mit Mode. Was wir tragen – auch das ist nicht zufällig und nur beschränkt auf den tatsächlich rein individuellen Geschmack (falls es das überhaupt gibt) beruhend. Wir orientieren uns an anderen. An wem? – Jedenfalls nicht an irgendjemandem, sondern bevorzugt an denjenigen, mit denen wir öfters zu tun haben. Sich an anderen zu orientieren, wäre auch gar nicht so einfach.

Wenn wir am alten Durkheimschen Diktum festhalten, dass Soziales nur mit Sozialem erklärt werden kann, dann wollen wir vor allem solche Erklärungen zulassen, die etwas mit Sozialem zu tun haben (Durkheim 1991, zuerst 1898). Unter Sozialem wird hier eine Perspektive verstanden, die explizit Beziehungsstrukturen meint. Beziehungsstrukturen entstehen durch Beziehungen. Solche Beziehungen

sind manchmal nur durch einen einzigen Kontakt geprägt – man hat sich schon einmal mit einer Person unterhalten; manchmal nur auf einen kleinen Lebensbereich beschränkt. Gespräche mit dem Frisör finden, sofern man immer zu demselben geht, in einem gewissen Rhythmus statt, gehen aber meist nicht wirklich in die Tiefe und trotzdem können sie beeinflussend wirken. Enge Freundschaften oder gar Partnerschaften beziehen sich dagegen auf mehr als nur einen Lebensbereich. Mit ihnen tauscht man sich über eine Vielzahl von Themen aus. In diesem Fall sind die Beziehungen offenkundig stärker prägend für die Beteiligten. Zumal diese nicht nur durch Gespräche gekennzeichnet sind, sondern mit diesen Beziehungen geht auch eine stärkere Verhaltensabstimmung einher. Dies trifft auf alle gemeinsamen Aktivitäten zu. Es entstehen dadurch Arrangements „höherer“ Ordnung (Hondrich 1997); also solche, die sich nicht eindeutig aus den Willenskundgebungen der einzelnen Partner erklären lassen. Diese Arrangements sind das einzigartige Ergebnis gemeinsamer Anstrengungen, in denen Aushandlungen friedlicher Art verarbeitet sind, als auch solche produktiven Streits (Simmel 1908).

Man kann fragen, warum Strukturen entstehen müssen (d. h. immer entstehen), die von der Netzwerkforschung untersucht werden können. Strukturlosigkeit ist unmöglich, da wir als Menschen besonderen Einschränkungen unterliegen. Unsere kognitive Kapazität zur Verarbeitung von Informationen ist beschränkt. Die Zeit ist endlich. Wir können uns nicht alle Details von uns umgebenden Personen merken, die aber zur Pflege von Beziehungen wichtig sein könnten. Aus diesen Gründen kann man nicht mit unbegrenzt vielen anderen Menschen Beziehungen eingehen. Vor allem können nicht die Beziehungen zu den Anderen in gleicher Weise gestaltet werden. Strukturen entstehen also aus Begrenzungen.

Alles Soziale ist abhängig von Beziehungen und den Mustern der Beziehungen. Betrachtete Einheiten müssen nicht unbedingt Menschen sein – es kann sich auch um Gruppen, Organisationen oder gar ganze Gesellschaften handeln, die in die Analyse einbezogen werden. Nicht vorhandene Beziehungen sind aber häufig sogar noch wichtiger als die vorhandenen. Hierzu ist ein Umdenken erforderlich, welches eingeübt werden muss. Theorien sollen dies berücksichtigen.

Wenn wir rationale Erklärungen für Handlungen heranziehen, ist das nicht das Produkt von Rationalität. Entscheidungen werden meist eben nicht rational getroffen, sondern diese fußen oft stärker auf nachträglicher Rationalisierung (Tilly 2006). Wenn Rationalität überhaupt im Spiel ist, dann auf ganz unterer Ebene. Was wir als individuelle Entscheidungen wahrnehmen, beruht oft in Wirklichkeit auf der Position in einem Netzwerk und der dort erfolgten Aushandlung von Verhaltensweisen. Handlung oder besser formuliert Verhalten ist ohne einen Kontext mit der Einbettung von Menschen in Situationen und Netzwerkstrukturen kaum erklärbar. Was wir einzelnen Personen zuschreiben, ist oft das Ergebnis der

Struktur, der sie ausgesetzt sind. Klugheit in diesem Sinne ist nicht auf individuelle Eigenschaften, sondern auf die Struktur, in der sie sich entwickelt und in der sie auftritt, zurückzuführen.

Das, was Netzwerkforschung heute ausmacht, greift zu kurz, wenn wir kulturelle Phänomene untersuchen wollen. Die Definition, was ein Netzwerk ist, setzt sich formal aus zwei Komponenten zusammen: Beziehung oder Verbindung (engl. „tie“) und einer bestimmten Anzahl Knoten (engl. „node“). Das Netzwerk besteht dann aus einem Set von Knoten (einer gewählten Abgrenzung) und den dort bestehenden oder nicht bestehenden Verbindungen.² Mit Verbindungen sind Beziehungen, man spricht hier von Beziehungstypen (Types of Tie), gemeint.

Diese werden formal definiert und bestehen meist aus einer Relation, manchmal auch mehr als einer (multiple tie). Wie Beziehung gemessen wird, ist unterschiedlich. Die Messung reicht von Fragen darüber, mit wem man wichtige Dinge besprochen hat (Burt 1994; Marsden 1987) über eine ganze Batterie von Leistungen (Fischer 1982) bis hin zur Ratsuche oder Anweisungsbeziehungen in Organisationen (Cross/Thomas 2009; Ricken/ Seidel 2010). Ganz selten findet man dort Verhaltensweisen. Meist werden diese aber nicht als spezieller Beziehungstyp eingeführt, sondern als Attribut der Beziehung (Mercken et al 2012). Wenn es um Kultur, die Entwicklung von Kultur geht, so kann man auch anders vorgehen. Man kann eine Verhaltensweise oder den Gebrauch eines speziellen Begriffs – zum Typ of Tie (also zu einem Beziehungsmerkmal) machen (etwa bei Weinproben die Art, wie das Glas gehalten wird) oder man betrachtet eine Beziehung an und ermittelt dann, ob diese Beziehung auch für den Austausch von Kultur steht.

Kultur ist ein sehr vielschichtiger Begriff. Er kann für viele Dinge stehen, etwa Hervorbringungen der Menschheit, die sich heute als Artefakte in Museen und Kunsthallen besichtigen lassen. Der Term steht oft für Eigenheiten von Nationen (oder Ethnien), die sich über Generationen verfestigt haben und eine Möglichkeit bieten, diese voneinander zu unterscheiden. All das ist hier nicht gemeint. Wenn ich von Kultur rede, dann meint dies den Alltag. Es meint, wie wir uns verständigen. Inwiefern wir uns verstehen. Zum Verstehen sind Symbole notwendig – diese müssen von den Beteiligten in einer ähnlichen Weise verstanden werden. Sehr oft werden diese Symbole über Sprache weitergegeben (Zerubavel 1999; Berger/ Luckmann 1977). Allerdings funktioniert die Welt der gegenseitigen Verständigung nicht nur

2 „A social network consists of a finite set or sets of actors and the relation or relations defined on them“ Wasserman und Faust (1994: 20). In ähnlicher Weise werden Netzwerke von verschiedenen Forschern definiert, so etwa der vielzitierte Aufsatz von Brass und anderen: “We define a network as a set of nodes and the set of ties representing some relationship, or lack of relationship, between the nodes“ (Brass, et al: 2004: 705).

über Sprache. Es sind Verhaltensweisen, Benehmen, Umgangsformen, die dazu gehören und die sowohl verstanden werden, als auch angewendet werden können müssen. Definiert man auf diese Weise Kultur, dann wird auch die Vielschichtigkeit und Verhandelbarkeit des Begriffes sehr schnell deutlich.

1.2 Grundlegende Begriffe der Netzwerkforschung

In der Netzwerkforschung geht es um Beziehungsstrukturen und daraus erwachsende Erklärungen, so viel sollte klar geworden sein. Aber welche Dimensionen sind es, die immer und immer wieder angesprochen werden müssen? Welche Komponenten kommen immer wieder vor?

Elemente, die immer wieder auftreten, und die Bestandteile von Netzwerken sind:

1. **Tie** – Auf welchen Arten von Beziehungen beruht die Relation und wie kann man die Beziehung messen, erfassen, interpretieren? Welches sind die wichtigen Bestandteile der Beziehung? Welche „types of tie“ lassen sich vergleichen? Beziehungen können in der Regel nicht selbst gemessen werden (von Wiese 1933), aber man braucht Approximationen oder besser Operationalisierungen, um sie der Analyse zugänglich zu machen. Manchmal handelt es sich bei den Ties auch einfach um formale Verbindungen – so etwa bei Über- oder Unterordnungen in Organisationen oder um eine zeitgleiche Anwesenheit, etwa bei der Beziehungskonstruktion aufgrund bimodaler Daten.
2. **Set of Nodes** – wie kann das Netzwerk abgegrenzt werden, um es untersuchbar zu machen? Das ist eine wichtige Frage. Wer oder was gehört zu den Untersuchungseinheiten? Vieles, was aus Überzeugung von Netzwerkforschern im Paradigma der Netzwerkforschung grundsätzlich besser analysierbar wäre, sperrt sich aufgrund der Notwendigkeit der Begrenzung. Hiermit gilt es im Forschungsalltag kreativ umzugehen.
3. **Situationen** – Auch wenn es die Vorstellung der Netzwerkforschung ist, dass Beziehungen die Atome der Netzwerkforschung darstellen, so liegen die Relationen nur sehr unscharf fest. Häufig verfestigen sie sich mit der Zeit – das bedeutet aber keinesfalls, dass diese unerschütterlich seien. Sie werden immer wieder neu konstituiert. Dies geschieht in sozialen Situationen. Zur Konstitution und Rekonstitution von Beziehungen gehört eine grundsätzliche Offenheit. Diese Offenheit bedeutet, dass die Beziehungen und ihre Struktur in jeder Situation neue Aushandlungsgelegenheiten eröffnen. Zwar schließt jede Situation auch an ihre Vorläufer an, was bedeutet, dass in der Regel nicht alles neu verhandelt

werden muss und kann, gleichwohl ist die Möglichkeit dazu gegeben. Es finden Übertragungen von Verhaltensweisen und Formen von den Vorläufern zur aktuellen Situation statt. Situationen und die Abfolge von Situationen konstituieren bimodale Netzwerke. Wer wann anwesend war, ist nicht nur eine Methode zur Operationalisierung von Beziehungen in Netzwerken (bimodale Netzwerke), sondern auch bedeutend für die Entwicklung von Identitäten.

4. **Aushandlung** – Aushandlung bedeutet nicht, dass man zusammensitzt und tatsächlich verhandelt. Aushandlung meint, dass die Beteiligten sich gegenseitig in ihrem Tun beobachten und aneinander orientieren. Die Anwesenden rechnen damit, dass sie auch in Zukunft mit dem in der Situation gezeigten Verhalten der Anderen rechnen können. Hierdurch entsteht eine gewisse Verlässlichkeit. Diese Stabilität kann aber in Frage gestellt werden.

Mit Aushandlung ist also eine gegenseitige Bezugnahme gemeint. Dies kann dazu führen, dass man sich einander anpasst – hinsichtlich des Verhaltens und der Sprache oder dass man sich voneinander abgrenzt oder absetzt, wie etwa dann, wenn es zu Distinktionen kommt. Wenn letzteres der Fall ist, dann verhalten die Personen sich nicht völlig anders als die anderen; sie versuchen, die anderen zu übertreffen, also etwas Besonderes zu sein.

5. **Kultur** – Ausgehandelt werden nicht nur die Beziehungsstruktur und die Verhaltenserwartungen der Beteiligten. Zu dem Abgleich gehören auch gemeinsame Interpretationen, die Anerkennung von Symbolik etc. Das bedeutet aber, dass nicht nur über Positionen Identität in Netzwerken bereitgestellt wird, die über Beziehungen entsteht. Es entsteht auch eine gemeinsame Kultur, ein Beziehungssystem zu Inhalten. Das kann die Präferenz für Kleidungs-, Handy-, Automarken einbeziehen oder Vorstellungen darüber, wie ein Event, wie eine große Feier ablaufen soll.

Die vorhandene Kultur, auf die in Aushandlungen Bezug genommen wird, sorgt dafür, dass bei grundsätzlicher Offenheit, die Chance auf Veränderung ungleich verteilt ist. So sind gefestigte Traditionen, Normen, Institutionen, die sich herausgebildet haben, manchmal sogar nur aufgrund besonderer Umstände sichtbar zu machen – geschweige denn, sie wären leicht Veränderungen zugänglich.

6. **Positionen** – Dieser Begriff steht dafür, auf welche Weise die Menschen in eine Sozialität eingebunden sind, was sie zu tun haben und wie sie sich verhalten. Diese werden traditionell in der Netzwerkforschung (White et al. 1976) aus der Beziehungsstruktur abgeleitet. Die mit den Positionen verbundenen Verhaltensweisen werden als typisch betrachtet. Man kann Verhaltensweisen zu „Rollen“ bündeln. Solche Rollen drücken sich in einer Stellung innerhalb einer Situation und über die Situationen hinaus aus. Eine solche Stellung nennt man „Position“.

Positionen liegen aber nicht unbedingt für immer fest, sondern sie sind oft auch Teil des Aushandlungsprozesses. Positionen haben eine starke Bedeutung dafür, wie sich Menschen selbst sehen und wie sie von anderen wahrgenommen werden. Verhalten ist oft eine Folge der positionalen Zuordnung. Für eine Reihe von Positionen gibt es gesellschaftliche Vorbilder. Dies wurde lange Zeit in der Rollentheorie behandelt (Beispiele dafür: Linton 1967, Nadel 1957, Dahrendorf 2010, zuerst 1959). Solche Rollenbilder sind Material für die Aushandlung der Position in der jeweiligen Situation, sie ersetzen aber die Aushandlung nicht. Positionen entstehen auch durch den Versuch der Distinktion während der immer wieder ablaufenden Aushandlungen.

7. **Geschichten (Stories)/ Kommunikationsmedien** – Das Wissen um Beziehungen und deren Struktur, sowie über Verhaltensweisen in bestimmten Situationen wird nicht nur direkt durch Erleben übertragen, sondern auch durch andere vermittelt. Die Vermittlung ist an vielen Stellen wichtiger, als das unmittelbare Dabeisein, weil es mit Interpretationen (sprich sozialen Bedeutungen, bzw. besser Bedeutungszuschreibungen) beladen ist. Wissen um all dies ist kulturelles Wissen. Das bedeutet, dass auch Netzwerke, ihre Struktur, das, was in Netzwerken transportiert wird, zur Kultur gehört und abgesehen von nicht hintergehbaren Zwängen (etwa kognitiver, kapazitiver und zeitlicher Art) sozial variabel ist. Geschichten werden je nach Situation abgewandelt und sind abgesehen von ihrer Funktion für die Übertragung von einer Situation zur nächsten, Teil des immer erneuten Aushandlungsprozesses.
8. **Dynamik** – Wenn Situationen grundsätzliche Aushandelbarkeit versprechen und die Verhaltensweisen variabel sind, dann verändern sich auch Netzwerkstrukturen. Verhaltensweisen (Formen), Beziehungen und das Wissen darum unterliegen Veränderungen, die eben auch die Struktur von Netzwerken betreffen. Wenn etwas von Situation zu Situation übertragen werden kann, dann bedeutet dies, dass der Fluss als Entwicklungsgeschichte in die Analyse aufgenommen werden muss. Dynamik gehört also zu den Basiskomponenten von Netzwerkbetrachtungen.

Mit dieser Auflistung sind die Dimensionen, auf die man in den Betrachtungen Rücksicht nehmen muss, zwar nicht umfassend aufgelistet, es sollten aber einige wichtige bereits in einem Zusammenhang genannt werden. Die Dimensionen tauchen in der Folge immer wieder auf und auf die Begriffe wird immer wieder zurückgekommen.

Vielleicht sei am Ende der Einführung noch ein Wort zum Buchtitel gestattet: Grundlagen bedeutet nicht, dass es sich um ein systematisches oder gar umfassendes Einführungswerk handelt. Mit diesem Begriff ist vielmehr „Grundlegendes der

Netzwerkforschung“ gemeint, nämlich, dass die Netzwerkforschung einer kritischen Betrachtung bezüglich ihres Fundamentes unterzogen werden soll. Beziehungen, Beziehungsentwicklungen, Strukturen, die gemessen werden, sollen, so die Idee des Buches, so betrachtet werden, dass diese weitergehend interpretierbar werden. Es wird danach gefragt, was eigentlich eine Beziehung bedeutet, wie sich diese entwickelt, wie Struktur entsteht usw. Es geht also um eine kritische Untersuchung des Bereiches, in dem das entsteht, was die Netzwerkforschung misst. Dies soll sowohl hinsichtlich der Diskussion von ausgewählter Literatur, wichtiger aber anhand von eigenen empirischen Annäherungen geschehen. Dabei hat das Buch nicht den Anspruch dies umfassend zu tun, sondern es soll einen Beitrag zum Verständnis der Netzwerkforschung liefern und darüber hinaus dabei helfen, diesen faszinierenden Forschungszweig weiter zu entwickeln.

2.1 Zweier-Konstellation oder das Verhältnis von Dyaden zum Netzwerk

Im Frankfurter Gallusviertel gibt es einen Friseursalon mit dem Namen „Die Zwei“. Der Salon wurde von zwei Freunden gemeinsam eröffnet. Man findet ähnliche Konstellationen häufig. Sie besitzen den Vorteil, dass man sich gegenseitig anspornen kann, die Beiden können versuchen, sich über Verantwortung und Wettbewerb, über einen Austausch von Ideen weiter zu entwickeln, als das für einen alleine möglich wäre. Man hat es also auch schon bei nur zwei Beteiligten mit dem Phänomen zu tun, welches wir Emergenz nennen. Dieser Begriff meint, dass sich die Eigenschaften des Gebildes von denen jedes einzelnen Elements, aus dem das Gebilde zusammengesetzt ist, unterscheiden. Es lässt sich nicht einfach aus den Teilelementen zusammenaddieren. Noch deutlicher wird dies bei der Betrachtung von Partnerschaften, die ja tatsächlich ein Grundelement der Gesellschaft darstellen (auch wenn längst nicht alle Menschen in Paarbeziehungen leben). In der Netzwerkforschung werden komplexe Beziehungskonstellationen praktisch immer aufgelöst in Zweierbeziehungen (was m. E. nicht immer richtig ist – wenn das Nachdenken darüber genau dieser Richtung folgt, ist es sogar immer falsch. Näheres dazu folgt).

Die formale Währung der Netzwerkforschung besteht aus Dyaden. Jede Netzwerkmatrix mit noch so komplexen Beziehungskonstellationen löst die dort vorhandenen Relationen in Dyaden auf. Insofern kann man davon sprechen, dass Beziehungen zwischen Zweien die kleinste Einheit in der Netzwerkforschung darstellen. Oft wird gesagt, dass es erst ab einer Konstellation zwischen Dreien für die Soziologie interessant würde. Es stimmt, dass sich einiges ändert, wenn aus Zwei Drei werden. Wir werden aber sehen, dass auch die Betrachtung einer Beziehung zwischen nur Zweien sehr interessant sein kann, wenn man dies aus einer Perspektive der

Netzwerkforschung betreibt (gleichwohl darin nicht die ganze Wahrheit über deren Einbettung und Einflüsse von außen steckt).

Netzwerkforschung handelt von Beziehungen und deren Struktur. Seit Georg Simmel (1908) sich Gedanken über die Zahl, genauer die „quantitative Bestimmtheit der Gruppe“ machte, ist klar, dass Soziologie ab einer Konstellation, an der drei Akteure beteiligt sind, erst so richtig beginnt. Merkwürdig – denken nun viele. Wie kann das sein? Die Mehrzahl der Menschen lebt doch gar nicht in einem solchen Gebilde. Die Menschen haben einen Freund, eine Freundin. Irgendwann ziehen sie zusammen, vielleicht heiraten sie sogar. Viele haben auch Kinder und leben dann mit mehreren zusammen. Es kommt die Zeit, da werden die Kleinen flügge und ziehen aus. Zurück bleibt wieder das Paar. Zwar leben auch sehr viele Menschen alleine, aber oft ist es ihr Wunsch einen Partner zu haben, jemanden, mit dem man das Leben teilt. Für die Netzwerkforschung interessant ist die Zahl der möglichen Beziehungen. Da gibt es bei einem Paar, solange man die Begrenzung um dieses herum legt, natürlich nur eine Möglichkeit. Das bedeutet aber auch, dass man damit nicht viele Berechnungen anstellen kann. Man findet nicht viele mögliche Strukturen – entweder die Verbindung besteht oder nicht; evtl. kann man die Struktur noch um einseitige/ asymmetrische Beziehungen ergänzen, das war es dann aber auch.

Außer für die Zahl der Beziehungen in einem Gebilde interessiert man sich für die „types of tie“, die Arten von Beziehungen, die möglich sind. Für eine Paarbeziehung nimmt man heute an, dass „Liebe“ das verbindende Moment ist, zumindest an deren Beginn stand. Die beiden verstehen sich gut und es besteht eine erotische Anspannung, eine Nähe, Vertrautheit und Vertrauen.

Allerdings ist es auch so, dass verschiedene Ties miteinander in Widerstreit geraten können: Man denke daran, dass er seine Socken herumliegen lässt, was zu Konflikten und einem Auseinanderstreben führen kann, während die erotische Anziehung wiederum etwas ist, was Bindekräfte entfaltet (Stegbauer 2010).

Auch beim Paar kommt schon die Zahl Drei ins Spiel, allerdings habe ich die interessanteste Überlegung dazu nicht zuerst bei einem professionellen Soziologen gelesen. Der Literaturnobelpreisträger José Saramago schreibt in einem Roman, dass beim Ehebruch nicht so sehr der andere Partner Schaden nähme, denn etwas Drittes. Das Dritte ist das Gebilde der Partnerschaft selbst.

Hier ist das Zitat:

„Ich frage Sie, ob Sie wissen, wie viele Menschen zu einer Ehe gehören, Zwei, der Mann und die Frau, Nein, mein Lieber, in einer Ehe existieren drei Menschen, da ist die Frau, da ist der Mann, und da ist das, was ich die dritte Person nenne, die wichtigste, die Person, die von dem Mann und der Frau gemeinsam gebildet wird (...).

Wenn zum Beispiel einer der beiden einen Ehebruch begeht, ist der, der am meisten verletzt ist, der, der den schwersten Schlag erhält, so unglaublich Ihnen dies vorkommen mag, nicht der andere, sondern dieser andere Andere, nämlich das Paar, ist nicht der Eine, sondern Beide.“ (Saramago 2000: 86)

Hier sind wir also schon bei dreien, wenn man wie Saramago, dem Gebilde eine Eigenständigkeit zuweist. Allerdings müsste man, um korrekt zu sein, den Dritten hier nicht so benennen, denn es handelt sich um eine andere Form, welche die beiden Partner umschließt und als solche über emergente Eigenschaften verfügt. Tatsächlich ist eine solche Eigenständigkeit auch Thema in der Netzwerkforschung. Nämlich dann, wenn verschiedene Akteure eine Entität bilden. Man nennt es Emergenz, wenn die Entität über Eigenschaften verfügt, die die einzelnen Mitglieder für sich und in einer einfachen Kumulation nicht besitzen. Welches könnte eine solche Eigenschaft sein? Ich denke daran, dass jeder der Beteiligten unter dem Schutz des anderen steht. Man wird nicht (oder nur wenig) negativ über einen der Partner bei Anderen reden. Etwas, was man aber zusammen tut, sobald ein weiterer Akteur die Bildfläche verlässt.

Bedeutend für die dyadische Konstellation ist aber nicht nur, dass diese eine eigene Einheit bildet. Sie besteht auch nicht nur für sich in einem quasi luftleeren Raum, obgleich in der Paarbeziehung Aushandlungen erfolgen, die das Zusammenleben dort einzigartig werden lassen. Man kann sagen, es entsteht in jeder Einheit „Paar“ eine höhere Ordnung (Hondrich 1997), eine Struktur, welche das Zusammenleben erleichtert und damit den Bedarf an permanenten Neuaushandlungen erheblich verringert. Das Paar orientiert sich zwar an allgemeinen Konventionen, an vorgegebenen Rollenmustern, was es aber daraus macht, dass findet sich so nirgendwo anders wieder. Man kann sagen, das Paar entwickelt eine eigene Kultur (und das gilt nicht nur für Paare, es gilt überall, wo Personen aufeinandertreffen. Je häufiger diese sich wieder und wieder treffen, umso stärker tritt dieser Effekt auf). Eine solche Kultur kann man als Mikrokultur in einem Mikronetzwerk ansehen. In einer solchen Konstellation erkennt man die Konventionen, die allgemein gelten, leicht wieder und trotzdem sind die dort ausgehandelten Verhältnisse einzigartig. So etwas nennt man in der Netzwerkforschung Nadels Paradox (DiMaggio 1992). Die Möglichkeit in einer sozialen Konstellation eine eigene Kultur auszuhandeln, wurde an einem anderen Beispiel, nämlich jungen Baseballspielern von Gary Fine (1979) als „idioculture“ bezeichnet. Dort wurde insbesondere die Entwicklung einer eigenen Sprache in den Teams herausgestellt. Auch ein Paar könnte man als „Team“ bezeichnen, auch wenn es das kleinste mögliche darstellt. Vom Paar werden nicht nur eigene Begriffe und nur dort vorhandene Verhaltensmuster ausgehandelt, es entwickeln sich auch eigene Sichtweisen, die beiden Partnern eigen sind und geteilte Vorlieben.

Wie weit solche Teams auf dem Zutun beider Partner beruhen, entdeckt man oft erst, wenn einer der beiden ausfällt. In diesem Fall wird es schwierig die Leistungen des Paares aufrecht zu erhalten – zur Idiokultur gehört nämlich auch die Arbeitsteilung, die natürlich oft geschlechtsspezifisch gefärbt ist. Wenn jeder der Partner für eigene Bereiche zuständig ist, dann fehlt der Einheit derjenige Teil, der nicht mehr erbracht werden kann, wenn eine der beteiligten Personen ausfällt.

Damit könnte das Paar als Modell für die Kulturentwicklung in Netzwerken gelten, wäre da nicht ein Haken, der ebenfalls in der Netzwerkforschung entdeckt wurde und zwar in den 1950er Jahren. Eigentlich ist es nur ein Problem der auf „kleinste Einheiten“ reduzierten Erklärung. Aus Sicht der Netzwerkforschung stärkt es aber das Paradigma, denn es zeigt, dass kleinste Einheiten ohne die Betrachtung der Einbettungsmuster weniger wertvoll sind. Netzwerkforschung, so die Botschaft, muss die Beziehungskonstellationen, die über das kleinste Element hinausgehen, mitbetrachten.

Kommen wir aber endlich zum Beispiel: Man versetze sich in die 1950er Jahre zurück. Ein typisches Paar. Wie ist die Arbeit zu Hause verteilt? Auf eine strikte Weise: Er teilt ihr das Haushaltsgeld zu – es muss reichen bis an das Monatsende. Sie weiß nicht einmal, was er verdient und hat infolgedessen auch nicht viel dazu zu sagen. Wie er „sein“ Geld ausgibt, ist schließlich seine Sache. In der Freizeit geht er zum Fußballplatz mit seinen Freunden. Vielleicht besucht sie ihre Schwester oder geht mit einer Freundin ins Kino.

In dieser Zeit spielt die klassische Netzwerkstudie von Elisabeth Bott (1957). Bott war die einzige Soziologin und Ethnologin in einem interdisziplinären Team von Wissenschaftlern. Vor allem hatte sie sich mit Psychologen auseinanderzusetzen. Das Buch entstand schließlich als eine Art Entgegnung zu den Haltungen der anderen beteiligten Forscher. Im Buch werden Paare in einem Londoner Stadtteil untersucht. Die Projektmitarbeiter besuchten diese häufig und redeten mit ihnen. Das Thema von Elisabeth Bott war, zu erklären, wie es dazu kam, dass so große Unterschiede zwischen den Paaren zu beobachten waren. Ganz besonders spielte dabei die Arbeitsteilung im Haushalt eine Rolle. Es fanden sich Paare, bei denen taten die beiden Partner nur ganz wenige Dinge zusammen. Die einen waren geprägt durch eine deutliche Trennung dessen, was man auch heute noch mit „Frauenarbeit“ und „Männerarbeit“ bezeichnen würde. Die Frauen waren fürs Sauberhalten, für die Küche und die Ordnung zuständig. Wenn etwas im Haushalt zu reparieren ist, Glühbirne auswechseln, Zimmer tapezieren, alles, was handwerkliches Geschick (aber nicht Nadelarbeiten) erfordert, das wird den Männern zugerechnet. Bei anderen Paaren hingegen waren die Tätigkeiten keineswegs so eindeutig nach den konventionellen geschlechtsspezifischen Aufgabenteilungen geordnet. Männer übernahmen dort ebenfalls Aufgaben im Haushalt. Im Projekt, in dem Elizabeth

Bott mitarbeitete, wurde lange danach gesucht, wie man die voneinander abweichenden Arbeitsteilungen erklären konnte.

Die Autorin besuchte die Paare in ihrer Studie mehrmals, sie interviewte sie und sprach auch so mit ihnen über viele Dinge. Irgendwann bekam die Autorin einen Einfall. Sie hatte nämlich auch nach den Freundeskreisen der jeweiligen Partner gefragt. Interessant war nun, dass, je nachdem, woher die Partner stammten, wo sich die Beiden kennen gelernt hatten, die Forscher unterschiedliche Einbettungsmuster der Partner in die Freundeskreise zeigten. Es fanden sich Paare, bei denen die Freunde schon vorher sowohl mit der Partnerin, als auch mit dem Partner befreundet waren. Solche Paare lernten sich im gemeinsamen Freundeskreis kennen oder sie passten sehr schnell ihren Freundeskreis einander an, sodass kaum noch zwischen ihrem und seinem Freundeskreis zu unterscheiden war. Ihre Freunde und Freundinnen waren auch die Freunde und Freundinnen von ihm.

Anders war es bei einem zweiten Typus der Freundesstruktur. Der zweite Typ von Paaren hatte sich nicht in einem Zusammenhang mit dem gemeinsamen Freundeskreis kennen gelernt. Hier kamen die Partner aus unterschiedlichen sozialen Kreisen. Sowohl er, als auch sie verfügten über eigene Freundeskreise. Diese kannten sich zunächst kaum. Beide waren relativ unabhängig voneinander und teilten auch, nachdem sie ein Paar geworden waren, zahlreiche Aktivitäten mit ihren alten Freunden, ohne dass der Partner/ die Partnerin einbezogen wurde.

Wenn beide Partner unabhängig voneinander in unterschiedliche Freundeskreise eingebettet waren, es also keine oder kaum Überschneidungen der Beziehungen außerhalb der eigentlichen Paarbeziehung gab, dann, so die Autorin, haben beide Partner weit größere Freiheiten, als die anderen, die über eine gemeinsame Einbettung in denselben Freundeskreis verfügen. Diejenigen mit einem Freundeskreis, der eher voneinander getrennt ist, handeln das Arrangement der familialen Arbeitsteilung eher frei aus. Niemand scheint ihnen hineinzureden. Sie erledigen die meisten Aufgaben ohne dabei stärker an eine Geschlechtstypik zu denken. Niemand fordert ein, dass beide sich an die in den 1950er Jahren vorhandenen Normen der Bereichsteilung des Haushaltes halten. Das Maß der Arbeitsteilung ist ziemlich gering.

Anders jedoch, wenn sich beide im Kontext vieler weiterer Freunde kennen lernen und zum Paar werden. Bott fand heraus, dass dann die im Freundeskreis wirksamen Normen auch auf das Paar in der privaten Wohnung weiterwirken.

Der lange Arm des Freundeskreises (tatsächlich spielen auch noch Verwandte eine Rolle) mit sich offenbar gegenseitig verstärkenden Konventionen wirkt bis in das private Arrangement hinein. Die beiden Partner haben die Konventionen übernommen – sie unterliegen durch den gemeinsamen Freundeskreis gleichzeitig einer viel stärkeren sozialen Kontrolle. Es gibt kaum Möglichkeiten der Ausflüchte